In Dunkel gehüllt.

Roman von A. Bilcken.

(4. Fortsetzung.)

„Weißt Du was, Liselotte," sagte sie wichtig zu ihrer Tochter, „sobald Papa transportfähig ist, gehen wir mit ihm an die Riviera. Da wird er völlig gesunden, und mir tut die kleine Abwechslung auch gut, nach all diesen furchtbaren Aufregungen. Wir werden der Toilettenfrage noch ganz besondere Aufmerksamkeit zuwenden müssen. Man ist doch in Trauer. Gerade weil einem da nur enge Grenzen gezogen sind, ist es schwierig, das Rechte zu finden. Man möchte doch auch in dieser Gewandung ein bischen vorteilhaft aussehen. Ich denke, Schwarz wird mir gut stehen. Du lächelst, Liselotte. Von Deinem erhabenen Standpunkt aus kannst Du natürlich eine Frau nicht verstehen, die um jeden Preis gefallen will. Schon Papas wegen muß ich mich schmücken. Und auch Du hast die Pflicht, bei der Wahl Deiner Toilette vornehmlich an unsern lieben Kranken zu denken. Es würde ihn unangenehm berühren und sein schönheitsdurstiges Auge beleidigen, gingen wir wie zwei Nonnen um ihn herum."

„Du irrst, mein Mütterchen," meinte Liselotte, noch immer mit dem hübschen, nachsichtigen Lächeln um den stolzen Mund, „wenn Du glaubst, ich nähme der Toilettenfrage gegenüber einen erhabenen Stadtpunkt ein. Ich kümmere mich wohl nur deshalb weniger darum, weil ich weiß, daß Du auch für mich das Richtige finden wirst, Mama."

„Gewiß, mein Kind, Du kannst Dich ganz auf mich verlassen," erklärte Frau Leonie mit Genugtuung. „Denn das weiß ich ja, Du armes Hascherl hast augenblicklich den Kopf zu voll von Wirtschafts- und Krankensorgen. Na, nun schick' mir die Jungfer, ich muß ernstlich an meine Toilette gehen."

Liselotte strich der Mutter zärtlich über die von dem ausgestandenen Schrecken blassen Wangen.

„Du gutes Kind," sagte Frau Leonie gerührt. „Und bevor ich gehe, gucke ich noch einmal zu unserm lieben Kranken ein."

Liselotte nickte der Mutter freundlich zu und verließ das Zimmer, um den Arzt zu empfangen, den sie jeden Augenblick erwartete.

Der Sanitätsrat schien von dem Verlauf, den der Zustand des Großkaufmannes genommen, nicht befriedigt. Zwar war etwas Leben in den Körper gekommen, der Kranke bewegte den Kopf und den linken Arm heftig hin und her, indes ergab es sich, daß die rechte Seite vollständig gelähmt war. Die Augen waren geöffnet, blickten aber leer ins Weite.

Der Fall lag doch am Ende komplizierter, als sich Dr. Münchhausen gedacht.

„Geduld, Ruhe!" Das war vorläufig alles, was der Arzt wieder betonte.

Drittes Kapitel.

Wenn die Ereignisse der vergangenen Nacht sich auch mit Windeseile verbreiteten, so herrschte doch vorläufig in den beiden tiefbetroffenen Häusern eine lautlose Stille.

Die Villa in Horn lag wie ausgestorben da.

Um zehn Uhr belebte sie sich; es fuhr in schnellem Tempo ein Wagen vor, aus welchem vier Herrn stiegen, die sich ins Haus begaben.

Es waren der die Staatsanwaltschaft vertretende Landrichter Bebensee, ein junger Referendar, der Kriminalkommissar Penk, und ein Protokollführer mit einer umfangreichen Mappe unter dem Arm.

Anwesend waren der Regierungsrat a. D. Max Ollenschläger und der Polizeiarzt Dr. Schäfer, der bereits vor einer Viertelstunde eingetroffen war.

Man hatte die Leiche in ihrer Stellung gelassen, um für die gerichtliche Untersuchung keine Spuren zu verwischen. So saß Frau von Hunn noch auf ihrem Sessel an dem Schreibtisch, den Kopf vornüber gebeugt, die Hände auf der Tischplatte.

Nach kurzer Vorstellung wandte sich der Landrichter an den Arzt.

„Es ist mir lieb, daß Sie bereits zur Stelle sind, Herr Doktor, da können wir sofort mit der Untersuchung beginnen."

Dr. Schäfer stellte fest, daß der Tod bereits vor vielen Stunden erfolgt sein müsse, da die Starre anfing einzutreten. Es war ein Schuß von hinten abgegeben worden. Die Kugel, die den linken Lungenflügel durchbohrt, war direkt ins Herz gedrungen und hatte sofort den Tod herbei geführt.

Daraus, und aus der ruhevollen Stellung ergab sich, daß der Mörder sein Opfer unbemerkt beschlichen; jedenfalls war Frau von Hunn in gänzlicher Ahnungslosigkeit angefallen worden.

Man fahndete nach etwaigen Spuren, denn wenn man auch nicht annehmen konnte, daß der Frevler seine Visitenkarte an dem Tatorte zurückgelassen, so wäre doch immerhin nicht ausgeschlossen gewesen, daß sich irgend etwas Verdächtiges angefunden, welches, wenn auch nicht gerade den ortsunkundigen Herren, so doch dem dienstbaren Geiste auffallen konnte.

Doris wurde daher bei der Untersuchung sehr benötigt, zumal sie die einzige war, die überhaupt imstande war, etwas auszusagen. Weitere Personen, an die man sich hätte wenden können, waren nicht vorhanden. Wenigstens vorläufig nicht, wo man noch über nichts orientiert war.

Man bettete die Tote in dem Nebenzimmer auf eine Chaiselongue und etablierte sich im Mordzimmer.

Nachdem des Mädchens Personalien festgestellt — sie war aus Landsberg gebürtig, hieß Doris Gern, war fünfunddreißig Jahre alt, und stand im fünfzehnten Jahre bei Frau von Hunn im Dienste — sagte sie aus, daß sie beim Nachhausekommen alle Türen und Fenster an der Vorderseite der Villa ordnungsgemäß verschlossen vorgefunden habe. Sie müsse allerdings erwähnen, daß die hintere Tür, die direkt nach dem geräumigen Garten führte, den Tag über unverschlossen sei, ja sogar, solange die Jahreszeit es erlaube, offenstehe, um die frische Luft ungehindert in die Wohnung zu lassen.

„Also war sie auch an dem gestrigen Tage offen?" fragte der Landrichter.

„Ja."

„Ist es für einen Fremden möglich, den hinteren Garten zu erreichen, ohne bemerkt zu werden?"

„Ja. Seitwärts befindet sich ein schmaler Gang, der direkt in den Garten führt."

„So wäre es eine Kleinigkeit diesen Gang zu benutzen?"

„Das wohl! Indes würde es einem Einbrecher schwer fallen, ins Innere des Hauses zu dringen, da an der hinteren Ausgangstür der Kettenhund liegt."

„Ah, das ist von Wichtigkeit. Einer fremden Person wäre also der Eintritt in das Haus damit verwehrt?"

„Gewiß! Wenn auch der Hund nicht imstande wäre, den Eindringling zu fassen, so würde er doch durch lautes Bellen die ganze Nachbarschaft alarmiert haben."

„Wir werden später das Haus und seine Umgebung in Augenschein nehmen. Vorerst müssen wir noch Ihre Aussagen hören, soweit der Vorfall zu Ihrer Kenntnis kam. Sie fanden bei Ihrem Eintritt die Tote in dieser Stellung? Nichts verriet sonst, daß etwas Ungewöhnliches hier vorgegangen?"

„Gar nichts! Ich glaubte meine Herrin schlafend, trat näher, sie aus ihrer unbequemen Stellung zu wecken und bemerkte zu meinem Schrecken daß sie tot war."

„Um welche Zeit war das?"

„So gegen zwölf."

„Pflegten Sie stets zu so später Stunde nach Hause zu kommen?"

„In dieser Beziehung machte mir die gnädige Frau keine Vorschriften. Ich bin nicht leichtsinnig, ja auch nicht mehr jung. Meine einzigen Wege sind zu meiner Schwester, die sehr elend ist."

„Was taten Sie, als Sie die Entdeckung von dem Tode ihrer Herrin machten?"

„Ich lief an das Telephon, welches auf dem Flur draußen angebracht ist, und telephonierte den Brüdern meiner Herrin."

„Es existiert noch ein zweiter Bruder der Verstorbenen?" wandte sich der Untersuchungsrichter an Max Ollenschläger.

Dieser bejahte, und fügte hinzu, daß derselbe leider verhindert sei, dem heutigen Verhör beizuwohnen, da ihn in der Nacht bei der Kunde von dem Tode seiner Schwester eine Art Schlaganfall betroffen.

Die Herren bedauerten.

Schon für den Gang der Untersuchung mußte es störend empfunden werden, wenn ein so nahes Familienmitglied dem Verhör entzogen wurde.

Nachdem dem Regierungsrat verschiedene Fragen vorgelegt, wandte sich der Untersuchungsrichter abermals dem Mädchen zu.

„Wann verließen Sie das Haus?"

„Ich ging um fünf Uhr nachmittags fort."

„Wohin begaben Sie sich?"

„Zu meiner Schwester, die auf den Steinweg einen kleinen Laden unterhält."

„Wie heißt die Frau?"

„Frau Ladebusch."

„Hielten Sie sich den ganzen Nachmittag bei der Schwester auf?"

„Ja. Ich half ihr im Geschäft, da es ein Alltag war."

„Hatten Sie häufig an Alltagen so lange Ausgehzeit?"

„Nein nicht immer. Es war auch gar nicht mein Ausgehtag; allein die gnädige Frau bot mir an, den Nachmittag für mich zu benutzen."

„Wunderten Sie sich nicht über den außergewöhnlichen Vorschlag?"

„Ja, Herr Richter, ich wunderte mich. Dacht aber, die gnädige Frau habe am Ende Besuch und wollte mich los sein."

„So den Eindruck hatten Sie?"

„Ja! Und es ist auch Besuch da gewesen."

„Woraus schließen Sie das?"

„Es standen in der Küche drei Likörgläser, mehrere kleine Teller mit den Resten von genossenem Backwerk und zwei Weingläser."

„Ah! Sie haben indes keine Ahnung, wer die Besucher gewesen sein können?"

„Nicht die geringste."

„Hatte Frau von Hunn Feinde? Ich meine Leute, mit denen sie in Unfrieden lebte?"

„Davon weiß ich nichts."

„Max Ollenschläger behauptete, daß das wohl gänzlich ausgeschlossen wäre. Seine Schwester sei eine biedere, aufrichtige Natur gewesen. Energisch und selbstbewußt. Da sie auch eine kluge Frau war, so hätte es schwer halten müssen, sich mit ihr zu verfeinden. Sie wäre allem Unangenehmen aus dem Wege gegangen."

Nun wurde der Vermögensstand der Dame in Erwägung gezogen.

Konnte ein Raubmord vorliegen?

Dies festzustellen war nicht so einfach. Es konnte erst nach genauer Prüfung der vorhandenen Papiere geschehen, vielleicht aber auch nicht, wenn die Dame kein Ausgabenbuch geführt hatte.

Da Frau von Hunn eine vermögende Frau gewesen, könne der Regierungsrat vielleicht angeben, ob sie ihr Vermögen bei einer hiesigen Bank deponiert oder sonstwie angelegt habe.

Nein, darüber wußte Max Ollenschläger nichts. Seine Schwester habe sich nicht gern in die Karten sehen lassen. Und ihm läge es gänzlich fern, sich um die Angelegenheiten anderer unaufgefordert zu kümmern. Er wußte nur, daß sie mit dem Justizrat Polderer und dessen Familie befreundet gewesen, so daß, wenn sie überhaupt einen Rat in Geldangelegenheiten benötigte, dieser Herr wohl ihr Beistand gewesen sein dürfte.

Man notierte den betreffenden Namen.

Sämtliche Papiere wurden mit Beschlag belegt, das Zimmer, in welchem sich der Schreibtisch, sowie ein altväterischer Sekretär befand, versiegelt, die Obduktion der Leiche auf den Nachmittag anberaumt, und dann blieb nur die Besichtigung der Räumlichkeiten.

Im Paterre befanden sich vier Zimmer.

Das Wohnzimmer, in welchem Frau von Hunn ermordet worden, lag nach vorn. Ferner ein größerer Salon mit der daranschließenden Veranda. Nach hinten lag das Speisezimmer und Schlafzimmer. Im Souterrain befanden sich die Küchenräumlichkeiten, sowie das Mädchenzimmer. Oben war alles zu Fremdenzimmern hergerichtet, je ein Schlafzimmer mit einem Salon daneben.

Der kleine Vordergarten wies keinerlei Schlupfwinkel auf. Eine hübsche Gartenanlage, mit einigen Sträuchern umsäumt, wies nichts Verdächtiges auf. Der Hintergarten, lang und schmal, enthielt große, schattige Bäume, mehrere hübsche Lauben und Grotten. Es war alles in musterhafter Verfassung, die von dem Ordnungssinn der Besitzerin, aber auch von einem gewissen Wohlstand zeugten.

„Wir können der Nachbarschaft nicht die Belästigung einer Nachfrage ersparen," erklärte der Untersuchungsrichter, zu dem Kriminalkommissar gewandt. „Es ist von großer Wichtigkeit, zu erfahren, ob und wen man gestern Nachmittag hier aus und ein gehen sah. Auch die oberflächlichste Beschreibung kann von Nutzen sein."

Kriminalkommissar Penk übernahm diese Mission, und so verabschiedeten sich die Herrn voneinander.

Vorläufig war man hier fertig mit der Untersuchung.

„Ich erwarte Sie in meinem Amtszimmer zu näherer Besprechung," rief der Landrichter Bebensee dem Kriminalkommissar zu.

Kaum hatten sich die Herren entfernt, als es die Straße heraufsauchte. Frau Ollenschläger fuhr in ihrem Automobil vor.

Sie erschien durch die ungewohnte Situation angeregt, sah in den schwarzen Gewändern und dem Trauerhute mit dem lang herabwallenden Schleier sehr anmutig aus, da Schwarz ihre blonde Schönheit reizvoll hob.

(Fortsetzung folgt.)

— Durch die kriegerischen Ereignisse auf dem Balkan wurde ein Teil der Magdeburger Sparer derartig beunruhigt, daß sie in den letzten Tagen in großer Zahl zur städtischen Sparkasse eilten, um ihre Einlagen abzuheben. Es wurden in kurzer Zeit etwa 1700 Bücher mit einem Sparkapital von ungefähr ¼ Million Mark zur Einlösung vorgelegt. Nur mit Mühe gelang es den aufsichtsführenden Beamten, die Ordnung im Kassenlokal aufrechtzuerhalten. Die Auszahlungen wurden glatt erledigt.

Vom Brocken aus überschaut man mehr als ein Zweihundertstel von Europa

Der Zeuge.

Erzählung von Paul Ginisty.

Es gibt wahre Begebenheiten, die wie Romane anmuten. —

An einem Septembermorgen des Jahres 1802 brach an einer eleganten Kutsche, als sie durch die irländische Stadt Tullamore fuhr, ein Rad. Der Insasse des Wagens, ein sehr stattlicher Herr in militärischer Uniform, schien über die daraus entstehende Verzögerung seiner Weiterfahrt äußerst bestürzt zu sein.

Während der Kutscher die Pferde ausspannte, holte der Diener Hilfe herbei.

Der Stellmacher, der den Schaden besah, schüttelte bedauernd den Kopf.

Der Diener gab seinem Herrn Bescheid: „Herr Oberst, der Mann meint, ein Tag wird kaum genügen, um die Sache in Ordnung zu bringen!"

„Der Teufel hole die schlechten Wege!" sagte der Oberst, „ich wollte heute abend noch in Marlborough sein. Jetzt sind alle meine Pläne zunichte.

Er wandte sich an einen der Umherstehenden: „Gibt es hier wenigens eine anständige Herberge im Ort?"

„Gewiß, Herr Oberst", sagte ein kleiner dicker Mann mit jovialem Gesicht, „ich kann das mit bestem Gewissen behaupten, denn ich bin der Schwiegervater des größten Gastwirts in Tullamore. Wenn der gnädige Herr erlauben, werde ich ihn dort hinführen. Ich bin sicher, daß der gnädige Herr zufrieden sein werden."

Der Oberst ergab sich in das Unvermeidliche.

In einer kleinen Stadt erregt alles Aufsehen. Als der Oberst in den Gasthof kam, war sein Unfall schon bekannt. Man bemühte sich um den Offizier, der schnell etwas frühstücken wollte.

„Wie soll ich hier nur die Zeit totschlagen?" sagte er zu seinem Wirt. „Was gibt es in Ihrer Stadt zu sehen, die, ohne Ihnen zu nahe zu treten, mir recht öde erscheint. Wenn Sie wenigstens eine Garnison hier hätten!"

„Leider haben wir keine, Herr Oberst, aber vielleicht interessiert Sie unsere Leinenfabrikation?"

„Nein, danke bestens, ich bin kein Kaufmann."

Der Herbergswirt klopfte sich an die Stirn, als wenn eine großartige Idee seinem Hirn entsprungen wäre.

„Etwas wüßte ich doch, was den gnädigen Herrn interessieren würde. Wir haben jetzt Gerichtssitzungen; heute wird ein großer Verbrecher verurteilt!" — Er senkte ein wenig die Stimme und sagte mit leichtem Erschauern: „Einer von der Bande des berühmten Kapitän Quilty."

„Quilty? Von welchem Regiment?"

„Ein Regiment? Der Herr wollen sich wohl über mich lustig machen? Es ist doch unmöglich, daß der Herr noch nichts von Quilty, diesem infamen Schurken gehört hat, der schon so lange unser Land unsicher macht und nicht zu fassen ist."

„Meiner Treu, ich kenne den Namen nicht einmal. Ich komme vom Kontinent."

„Aber jetzt haben wir einen seiner Komplicen, einen gewissen Kellis, und er wird für die anderen büßen! Würde es den Herrn interessieren, der Verurteilung beizuwohen?"

„I was, ich bin nicht neugierig darauf, und so einen ganzen Tag lang still dazusitzen . . . Indessen . . ." Der Oberst schien sich eines besseren zu besinnen, „wenn es hier schließlich keine andere Zerstreuung gibt, wird mir wohl nichts anderes übrigbleiben."

„Der Herr Richter wird sich gewiß eine Ehre daraus machen, dem Herrn Oberst einen guten Platz einzuräumen. Ich werde ihn sofort benachrichtigen, die Sitzung hat bereits begonnen!"

Der liebenswürdige Wirt begleitete den Oberst selbst zum Gericht. Er schrieb auf einen Zettel, daß Oberst Lord Kinderney, der sich auf der Durchreise durch Tullamore befand, gern der Verhandlung beiwohnen würde. Er gab den Zettel dem Gerichtsdiener, der ihn dem Gerichtsschreiber weitergab. Der Gerichtsschreiber wieder übergab ihn dem Richter, der geschmeichelt war, einen Zuhörer von Bedeutung zu haben und bereitwilligst dem Oberst in seiner Nähe einen Platz anwies.

Der Angeklagte Kellis leugnete hartnäckig seine Schuld. Immer wieder versicherte er, daß er an dem Tage, an dem das Verbrechen, dessen man ihn beschuldigte, begangen wurde — einen Passanten auf der Landstraße beraubt und getötet zu haben — gar nicht in Irland gewesen sei, sondern weit entfernt, in Douvres. Er beteuerte seine Unschuld in beredtesten Worten, er gab zu, daß der Schein gegen ihn sprach, behauptete aber, daß die Untersuchung, die mit seiner Festnahme endigte, parteiisch geführt worden sei. Indessen die Geschworenen bejahten die Schuldfrage.

„Angeklagter, haben Sie noch etwas zu sagen?" fragte der Richter.

„Ich wiederhole, daß ich unschuldig bin," seufzte Kellis niedergeschlagen. Plötzlich hob er den Kopf.

„O mein Gott!" rief er, „ist es möglich? Soll mir doch noch Gerechtigkeit widerfahren."

„Was soll das heißen?" fragte der Richter erstaunt.

„Der Himmel selbst sendet mir seine Hilfe!" rief Kellis beglückt aus und zeigte auf den Oberst Kinderney, der erstaunt war, so plötzlich mit hineingezogen zu werden. „Dort", sagte Kellis, „ist ein Herr, der meine Anwesenheit in Douvres an dem Tage, an dem das Verbrechen begangen worden ist, bestätigen kann . . . Würden Euer Gnaden hier erklären, daß ich es war, der sein Gepäck trug, als er aus einem Schiff, das aus Frankreich kam, ausstieg?"

Oberst Kinderney blickte ihn erstaunt an.

„Ich kenne den Menschen nicht," sagte er, unangenehm berührt.

„Dessen bin ich sicher," sagte der Richter höhnisch. „Was für eine Unverschämtheit von dem Angeklagten. Schweigen Sie!"

„Noch einen Augenblick, erbarmen Sie sich!" flehte Kellis, „erlauben Sie mir, daß ich an den Herrn einige Fragen stelle, von denen meine Freiheit abhängt."

Lord Kinderney machte aus seiner Unruhe kein Hehl.

„Was soll diese Komödie!" sagte er aufgeregt.

„Sie haben recht," stimmte ihm der Richter bei, „es ist wirklich nur Komödie!"

„Nur eine Frage", drängte Kellis, „ist es nicht fünf Wochen und drei Tage her, daß Sie, gnädiger Herr, nach Douvres kamen?"

„Allerdings bin ich vor mehreren Wochen dorthin gekommen, aber ich habe natürlich das genaue Datum meiner Rückkehr nach England nicht im Kopfe."

„Erinnern Sie sich nicht, daß ein Mann Ihnen damals, als Sie ans Ufer stiegen, bei Ihrem Gepäck half?"

„Wie soll ich mich noch heute an meinen Gepäckträger erinnern!"

„Sie erwiesen ihm damals die Ehre, gnädiger Herr, einige Worte mit ihm zu wechseln," fuhr Kellis in namenloser Aufregung fort. „Er erzählte Ihnen, daß er Seemann sei und an Bord eines Korsaren gegen Frankreich gekämpft habe . . ."

„Ich habe dem sicherlich keine Wichtigkeit beigelegt," antwortete der Oberst ungehalten.

Kellis schien seine ganze Ueberredungskunst aufbieten zu wollen, um das Gedächtnis des Oberst aufzufrischen. Seine Augen glühten, als er ihm eindringlich sagte: „Ich zeigte dem Herrn damals eine große Narbe am Schädel und hob dabei meine Perücke auf."

Der Angeklagte machte dieselbe Bewegung und entblößte die Narbe.

Der Oberst stutzte. Sein bis dahin teilnahmsloses Gesicht belebte sich.

„Es ist wahr", sagte er, „dessen erinnere ich mich."

„O du mein Gott!" rief Kellis erregt aus. „Helfen Sie mir!"

Helle Schweißtropfen standen auf seinem angstvollen Gesicht. „Wenn Euer Gnaden das genaue Datum seiner Ankunft in Douvres feststellen könnten, hätte der Gerichtshof keinen Zweifel an meinen Worten mehr."

Der Oberst überlegte.

„Ich weiß es nicht mehr, aber es steht in meinem Notizbuch, das sich noch in meinem Koffer befindet."

Große Aufregung durchlief die Menge der Zuschauer.

Die Sitzung wurde unterbrochen, während man das Notizbuch herbeiholte.

Der Tag der Ankunft des Oberst in Douvres deckte sich genau mit dem Tage des Verbrechens. Nach und nach kamen dem Oberst Kinderney auch die näheren Umstände wieder ins Gedächtnis zurück, so daß er bestimmt behaupten konnte, daß der und kein anderer der Mann war, der ihm in Douvres sein Gepäck besorgt hatte. Er legte einen Eid darauf ab. — Die Geschworenen zogen sich von neuem zur Beratung zurück und kamen diesmal zu einem einstimmigen Freispruch.

Kellis wurde in Freiheit gesetzt!

Eine Sammlung wurde zu seinen Gunsten veranstaltet, um ihn für die ausgestandene Angst zu entschädigen. Der Oberst selbst mußte einige Ovationen annehmen, zum Dank dafür, daß durch seine Zeugenaussage die Gerechtigkeit den Sieg davongetragen hatte.

Die Postkutsche war am Abend wieder in Stand gesetzt und der Oberst konnte weiterreisen.

* * *

Einige Meilen vor Tullamore hielt der Wagen.

Ein Mann erwartete ihn dort und stieg ein.

Es war Kellis.

„Nun," sagte der „Oberst"," „habe ich Dir nicht gesagt, daß ich Dir aus der Patsche helfen werde, wenn Du das Pech haben solltest, der Polizei in die Hände zu fallen? Ich verlasse die Meinigen nie! Uebrigens," fügte er lächelnd hinzu, „Du sowohl wie ich, wir haben unsere Rollen famos durchgeführt."

„Kapitän, ich will es Ihnen ewig danken!"

Ein russischer Geistlicher darf nicht im Hause eines Andersgläubigen wohnen.

Romantische Laufbahn.

Lebenslauf eines englischen Reedereibesitzers.

Eine romantische Laufbahn, die aus kleinsten Anfängen auf die Höhen wirtschaftlicher Macht führte, hat mit dem Tode des großen englischen Reedereibesitzers Lord Furneß ihr Ende gefunden. Sein Vater begann als Landarbeiter, und als er 14 Schilling die Woche verdiente, heiratete er. Der Sohn dieses Paares, Christopher, war ein aufgeweckter Bursche, der bald seinem Vater in seinem kleinen Getreidegeschäft, das er zu Hartlepool betrieb, half. Bald war der Junge die Seele des Geschäfts und er verhandelte selbständig mit anderen Firmen. „Was kann so ein kleiner Kerl von Geschäften verstehen?" fragte ihn eines Tages geringschätzig der Inhaber einer größeren Firma. „Probiert's!" war die kurze Antwort, und bei der Unterredung erwies sich der Knabe als so tüchtig, daß er einen großen Auftrag erhielt.

Mit 18 Jahren ging der junge Geschäftsmann nach Schweden, um festzustellen, ob man das Mehl dort nicht billiger kaufen könne als in Hamburg, von wo damals die Hauptgetreidelieferungen nach England kamen. Als er in Gotenburg ankam, hörte er, daß der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich ausgebrochen und Hamburg blockiert sei. Da offenbarte sich zum ersten Mal sein Genie. Er erkannte, daß er so viel Mehl wie er nur konnte, von schwedischen und dänischen Häfen nach England bringen müßte, da die Sendungen aus Hamburg ausfielen. Rasch kaufte er Proben der verschiedenen Sorten, ließ sie die ganze Nacht hindurch von einem Bäcker zu Brot backen, prüfte dann die Qualitäten und kaufte vom besten Mehl bedeutende Mengen. Der Gewinn, den er mit diesem einzigen klugen Einfall machte, belief sich auf das Sümmchen von einer Viertel Million Doll. Der erste Schritt zur kommenden Größe war getan. Furneß blieb Getreidehändler und nach weiteren sieben Jahren geschickter Geschäftsführung hatte er sein Kapital verdoppelt.

Und nun brachte ein neuer Einfall eine neue Entwicklung seiner Geschäftslaufbahn. Die Waren, die er verkaufte, kamen hauptsächlich übers Meer, vor allem aus den Ver. Staaten. „Warum soll ich den Geschäftseigentümern die teuren Transportkosten bezahlen?" fragte er sich. „Das kann ich auch selbst." Er baute eine Anzahl Segelschiffe und dann große Dampfer und gründete die Furneß-Dampferlinie. Bald genügte es ihm nicht mehr, auf eigenen Schiffen eigene Waren nach England zu bringen und zu verhandeln. Er baute Schiffe zum Verkauf und beteiligte sich an diesen großen geschäftlichen Unternehmungen. Sieben Jahre nachdem er als Reeder begonnen hatte, besaß er bereits, ohne vorher irgendwelche Erfahrungen auf diesem Gebiete zu haben, 140 Schiffe. In seiner langen Laufbahn hat Furneß nur wenige Fehlschläge zu verzeichnen gehabt. Alles glückte ihm, und für den vielfachen Millionär blieben auch die Ehrungen nicht aus. Auch als Politiker hatte er Erfolge und 1910 wurde er zum Pair gemacht. Als man ihn einmal nach dem Geheimnis seines Erfolges fragte, antwortete er in seiner lakonischen Weise: „Das Werk zweier Tage an einem tun."

Heliographenverkehr in Deutsch-Ostafrika.

Der Heliograph oder Sonnentelegraph ist die Bezeichnung für eine von dem Engländer Henry Mance vor 1875 erfundene, namentlich für die Zwecke der Feldtelegraphie bestimmte Vorrichtung. Es wird hierbei ein mit der Hand drehbarer Spiegel benutzt, um durch Reflex der Sonnenstrahlen Lichteindrücke von kürzerer oder längerer Dauer auf große Entfernungen hin hervorzubringen. Durch Gruppierung der durch einfache Aenderung der Neigung des Spiegels mittels eines kleinen Tasters und die dadurch bewirkte Ablenkung des reflektierten Strahles hervorgebrachten, zwischen den Lichtblicken liegenden kurzen und langen Verdunkelungen am Empfangsorte wird, ähnlich wie beim Morse-Apparat aus Punkten und Strichen, ein Alphabet gebildet. Dieser optische Telegraph kann bei sehr klarem Wetter bis auf 160 Kilometer Entfernung arbeiten.

Im Jahre 1908 errichtete die Kaiserliche Schutztruppe in Deutsch-Ostafrika für militärische Zwecke eine 125 Kilometer lange Heliographenlinie von Lindi nach Massassi mit drei Zwischenstationen. Da zwischen den betreffenden Orten eine Drahttelegraphenverbindung nicht bestand, wurde zwischen dem Gouvernement und dem Postamt in Daressalam die Mitbenutzung der Heliographenlinie für den Privattelegraphenverkehr vereinbart. Im August 1909 ging die Heliographenverbindung indessen ein, weil Personal und Apparate an anderen Stellen des Schutzgebiets gebraucht wurden. Nach der vor kurzem erfolgten Wiedereröffnung und Ausdehnung der Heliographenstation ist nunmehr unter Zustimmung des Gouverneurs mit dem Kommando der Schutztruppe über die Behandlung der Privattelegramme eine besondere Vereinbarung getroffen worden. Eine Gewähr für die richtige und rechtzeitige Beförderung auf den Heliographenlinien wird jedoch weder vom Kommando der Schutztruppe, noch von der Reichstelegraphenverwaltung übernommen. Diese Beschränkungen sind durch die besonderen Verhältnisse geboten. Die Beförderung auf den Heliographenlinien geschieht vorläufig kostenfrei.

— Eine schreckliche Ehetragödie hat sich in Savona (in der italienischen Provinz Genua) abgespielt. Der 41jährige Agosto Scalabrino, der seit vier Jahren infolge einer Explosion das Augenlicht vollständig verloren hatte, ist mit einem langen Küchenmesser über seine 35jährige Frau, eine Schönheit Savonas, hergefallen und hat ihr fünf tödliche Stiche in den Rücken versetzt. Der Blinde hat sich bei seiner Untat selber zwei Finger der linken Hand, wahrscheinlich beim Halten seines Opfers, fast abgeschnitten. Der Mörder brachte nach dem Mord sich selber einen tötlichen Schnitt bei. Als Ursache der Untat wird Eifersucht angegeben.

— Mit verstärkten Mitteln. Schwiegermutter (die sich bei dem Spektakel, welchen ihre 3 Enkel mit ihren Trompeten machen, entsetzt die Ohren zuhält): „Aber Kinder, um Gotteswillen, das ist ja zum Davonlaufen!"

Einer der Enkel: „Das sollst Du ja auch! Und wenn es nichts hilft, hat Papa gesagt, dann kauft er jedem von uns noch eine Trommel dazu!"

Unsere Schnittmuster-Offerte

9429.
Damen-Coat im Mackinaw-Stil.
Es ist sehr gut geeignet für Cheviot, Serge, Diagonal, Tweed, Wolle-Melierungen, Samt, Corduroy, Plüsch und andere derartige Stoffe. Es ist ein sehr komfortables Kleidungsstück für Motorfahren, Reisen und allgemeinen Gebrauch. Die vordere Teile können dicht bis zum Halse hinauf geschlossen oder auch in Revers-Art offen getragen werden. Das Muster ist in 5 Größen geschnitten: 34, 36, 38, 40 und 42 Zoll Brustweite. Es benötigt 4 Yards 54zoll. Stoff für die 38zöllige Größe.
Preis des Musters 10 Cents.

„Neuer Herbst- und Winter-Katalog mit allen neuesten Moden jetzt fertig. Jeder Leserin der „Omaha Tribüne" für 10 Cents zugesandt."

Bestellungs-Anweisungen;

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich an und schicke den Coupon nebst dem oben erwähnten Preis an das

**PATTERN DEPARTMENT
OMAHA TRIBUNE,
1311 Howard St.**

Der „Omaha Tribüne" Coupon
Ich wünsche Muster No.....
.... Zoll Brust- oder Taillenweite.
(Jahre .... bei Kindersachen.)
Name .....
No..... Straße.....
..... Stadt .....